



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Petersson, Gertrud: Gefängnisbilder

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jahrtausend vorüber. Die Tätigkeit der Vandalen in Afrika, die gewiß nicht unbedeutend ist, bleibt noch zu durchforschen. Man kennt aus Beschreibungen die Thermen der Könige Thrasamund und Hilderich, eine Basilika, einen Palast sowie die Stadt Mlikana, die von den Vandalen erbaut sein sollen.

Jedenfalls ist durch diese Arbeit der alte Aberglaube von dem Vandalismus der germanischen Völker ein für allemal zerstört. Daß in Kriegszeiten Kunstschätze verloren gehen oder zerstört werden, das haben wir ja noch in der Neuzeit erfahren müssen, in Friedenszeiten aber hat der große Theoderich viel getan, um römische Kunstschätze vor der Zerstörungslust des römischen Klerus zu bewahren, und alle germanischen Volksstämme haben darin gewetteifert, ihre Denkart in künstlerischen Arbeiten darzutun. Fortan sollte nun der heranwachsende Germane hier eine Anregung zum Studium seiner Rassenkunst finden; er würde sich diesem Studium mit mehr Eifer und Liebe hingeben als dem ihm aufgezwungenen Studium der Antike, er würde sich selbst und seine Kraft finden und nicht mehr erst lange nach dem ihm eignen Wege suchen müssen. Es liegt unbewußt in unsrer Zeit des erwachenden Germanentums das Suchen nach jener alten verschollenen Ausdrucksweise, und bedeutende moderne Künstler gestalten oft instinktiv in uralten germanischen Formen. Das macht, weil unsre Rasse mächtig in den Vordergrund getreten ist und im Begriff steht, noch einmal unvergängliche Denkmäler germanischer Kultur der Nachwelt zu überlassen. Da klingt dieses Buch wie ein Weckruf, „unser Eigenstes wieder neu zu beleben, uns wieder ganz auf uns selbst zu besinnen und zu versuchen, aus den Urgründen unsers Wesens das Beste nur für unsre eigne Zukunft hervorzuholen, um endlich auch unsrerseits in der Geschichte der Menschheit die uns zugewiesene Stelle einnehmen zu können“.



Gefängnisbilder

Von Gertrud Petersen, Strafanstaltsoberbeamtin in Köln am Rhein



uchthaus, Gefängnis — mit leisem Schauer hören alle, die jenseits der Mauern stehen, diese beiden Worte! Mit scheuen und doch neugierigen Blicken werden die vergitterten Fenster, die hohen Mauern gemustert. Was spielt sich hinter ihnen ab, ist es nicht, als wären die Mauern dazu da, der Sonne den Weg zu versperren, als sollten sie Schatten werfen, Schatten über das Leben der Menschen, die oft nur ein unerträglich schweres Schicksal hinter sie trieb? Es ist nicht der Schatten, den man an einem heißen Sommertage sucht, er ist nicht kühl und erquickend, schwer legt er sich auf das Gemüt eines jeden; es ist, als wäre die Luft voller Tränen. Wer jemals gesehen hat, wie sich das schwere Tor schloß hinter einem Unglücklichen, wie er für Jahre, ja vielleicht für immer Abschied nehmen mußte vom Leben, der wird sich auch nicht des Mitgefühls haben erwehren können, das ihn bei dem Anblick dieser Unglücklichen ergreifen mußte.

Als ich zum erstenmal Gelegenheit hatte, einen Einblick in den Tageslauf der Gefängnisse zu gewinnen, sah ich mit einem gemischten Gefühle die schwere Pforte hinter mir ins Schloß fallen. Ein leises Grauen überfiel mich, als ich nun plötzlich in nahe Berührung treten sollte mit dem Abschaum der Menschheit. So glaubte ich damals von den Insassen der Gefängnisse sprechen zu müssen. Weil ich sie nicht kannte. Abschaum — fast möchte ich lachen, wenn ich heute daran zurückdenke. O gewiß, es sind viele dort, die nicht wert sind, Menschen zu heißen, aber wie viele, wie unendlich viele hat eine einzige unüberlegte oder vielleicht erst durch schwere Qualen erzwungne Tat dazwischen geworfen und ihnen das brennende Mal der Schande für ewige Zeiten auf die Stirn gedrückt. Mögen sie sich innerlich noch so frei von Schuld fühlen, mögen sie sich durchgerungen haben zu der Erkenntnis: du hast gebüßt, was du verbrochen, niemand erlöst sie von der schweren, stetig leise klickenden Kette, die sie sich selbst angelegt haben, und die ihr tiefstes Innere langsam wundreibt bis zum Erliegen.

Gewiß, es ist nicht anders möglich, Mitleid muß man haben für die verkommenste Gestalt, für den schwersten Verbrecher ebenso wie für den, den ein schweres Unglück, ein nach menschlichen Begriffen unbegreifliches Geschick zum ersten- und einzigenmale hinter diese Mauern trieb.

Der erste Eindruck, den ich vom Gefängnis erhielt, war eigentlich mehr der eines Krankenhauses; ich meine auch, ein rechtes Gefängnis muß sein wie ein Krankenhaus, muß es doch Schwerkranken in seinen Mauern aufnehmen, und ein rechter Angestellter im Gefängnis muß sein wie ein tüchtiger Krankenpfleger, dessen geübtes Auge wie ein Arzt die Krankheit erkennt und bald die rechten Heilmittel anzuwenden weiß. Da sind zuerst die leicht erkrankten. Sie bedürfen nicht besonderer Pflege; Ruhe tut ihnen not. Sie haben sich selbst verloren auf der Jagd nach dem Glücke, im Lärm der Welt. In der Stille der Zelle finden sie sich wieder. Nur Geduld muß man mit ihnen haben und vorsichtig mit zarter Hand die Wunde berühren, damit sie nicht zu eitern beginnt.

Dann kommen die Schwerkranken. Vielleicht hat die Krankheit lange vor dem Ausbruch in ihnen gesteckt, vielleicht sind sie plötzlich und mit voller Gewalt von ihr überfallen worden. Sie bedürfen einer steten und sehr sorgsamten Pflege. Es ist vor allem nötig, die Ursache der Krankheit zu erkennen. Oft sitzt der Keim tief und fest, oft tief versteckt so überwuchert von Haß und Rache oder Gleichgültigkeit, oft auch von Selbstbewußtsein und Überhebung, daß nur ein rücksichtsloses hartes Ausrütteln, die bitterste Medizin, diesen Menschen Heilung bringen kann. Zur dritten Kategorie gehören die Menschen, die unheilbar krank, mit ansteckender Krankheit behaftet, immer wieder zur Heilung eingeliefert werden, bei denen wohl eine scheinbare Besserung eintritt, die aber stets kränker wiederkehren. Sie sind unheilbar krank, und ohne sich einen Vorwurf zu machen, versuchen sie alle, die sich in ihrer Nähe befinden, mit in ihren Sumpf hinabzuziehen. Ihr Innenleben ist schon tot, nur Genußsucht und Freude an anderer Leid sind zurückgeblieben und vereinen sich mit Roheit, Faulheit und Heimtücke, sehr oft auch, und dann am gefährlichsten, mit Heuchelei. Glücklicherweise ist ihre Zahl nicht überaus groß, und nur vereinzelt trifft man sie an; wo sie aber sind, da sind sie die Qual der Beamten und der größte Verderb für ihre Gefährtinnen.

Zuletzt kommen noch die Sträflinge, die gar nicht krank sind, sondern nur schwach. Es ist aber eine gefährliche Schwäche, die das Leben zerstören kann. Eigentlich gehören diese Menschen nicht hierher. Man müßte sie in tüchtige, ernste Familien tun. Meist sind sie noch jung, und das Gefühl der Schwäche lastet schwer auf ihnen. Sie wissen selbst nach langem Nachdenken nicht, den Grund, die Ursache

ihrer Schuld anzugeben, und verzehren sich in bitterer Reue über ihr selbstverschuldetes Leid. Zur Besserung aber fehlt ihnen die Kraft, und wenn sie nicht früh eine starke, feste Hand in andre Bahnen zwingt, so gehen aus dieser Art Menschen solche hervor, die in großer Anzahl unsre Zuchthäuser und Gefängnisse bevölkern, die Gewohnheitsdiebinnen, Betrügerinnen und Fehlerinnen. Von allen ist diese Art Menschen am schwersten zu behandeln, weich wie Wachs, mit den Tränen stets bei der Hand, mit reicher Phantasie sind sie ganz dazu angetan, leichtgläubige Beamte zu täuschen. Sie sind fleißig und gefällig, und solange sie im Gefängnisse sind, meist peinlich sauber. Das letzte beweist schon, daß gute Eigenschaften in ihnen schlummern.

Als ich als junge Anfängerin das Zuchthaus betrat, packte mich schwere Sorge, als man mir die Schlüssel übergab. Die Schlüssel zu den Türen hatte ich nun, aber die zu den Herzen sollte ich mir suchen. Ich traf es gut. Mein erster Zellenbesuch führte mich zu einer Brandstifterin; mit fünf Jahren Zuchthaus büßte sie ihre unselige Tat. „O Fräulein, nur noch fünfhundert Tage und morgen nur noch vierhundertneunundneunzig“, das waren die Worte, mit denen sie mich empfing. Voller Freude zeigte sie mir die Bilder ihrer Angehörigen, ihrer Kinder, die sie im zartesten Alter verlassen mußte. Glühende Sehnsucht, gläubige Hoffnung im Herzen, lag das Leben nach der Strafe vor ihr wie ein einziger langer Sonnentag. Ich habe seitdem gelernt, daß nur die heißen Hände der Hoffnungslosen leer sind, sie gehen einen rauhen steinigen Weg, die Sonne sichts sie, und im Schatten fröstelt es sie. Nicht die dicken Mauern des Gefängnisses vermögen die Angst zu bannen, mit der die Hoffnungslosen dem Leben wieder entgegensehen.

Im allgemeinen findet man die Hoffnungslosigkeit im Gefängnisse viel seltner als draußen im Leben. Hilfsreiche Hände strecken sich den Gefangnen entgegen; jederzeit finden sie Gelegenheit, ihr Herz zu erleichtern. Die Beamten vergessen bei den vielen tausend Sorgen und Nöten, die ihnen täglich und stündlich rückhaltlos anvertraut werden, fast ihr eignes Leben. Die Gefangnen wissen, daß sie jederzeit Rat und Hilfe bei den Oberbeamten, und soweit es möglich ist, auch bei den Unterbeamten finden. Kein gewissenhafter Beamter wird in seinem Berufe die Worte kennen „Ich habe keine Zeit“, und nichts wäre gefährlicher als ein gleichgültiger Beamter. Was hundert ernste, treue Worte mühsam aufgerichtet und erreicht haben, kann ein einziges Wort, eine täppische Hand, in einem Augenblick und für immer zerstören. Es gibt keine empfindlicheren Seelen als die der Gefangnen. Das lange Alleinsein, das stete Nachdenken und viele Sprechen über sich selbst erzieht sie außerdem leicht zu Egoisten. Es ist ja natürlich, daß der Strafanstaltsbeamte, nachdem er sich bei dem ersten Besuche soviel wie möglich über die Straftat sowie über das Vorleben der Gefangnen unterrichtet hat, bei seinen weiteren Besuchen das oft sehr abgestumpfte Interesse der Leute zu wecken versuchen wird. Es gibt ja so vieles, über das gesprochen werden kann, und das uns besser als das Studium der Untersuchungsakten über den Menschen vor uns aufklären wird. Aber das geistige Leben mancher Sträflinge ist so gering, daß etwas andres als das eigne Ich und das eigne körperliche Wohl oder Unbehagen völlig ohne jedes Interesse für sie ist.

Ich möchte nun einen Blick werfen lassen in eine Zelle, die mir immer besonders licht und sonnig erschien. Sind die Fenster in dieser Zelle größer, sind die Wände nicht so schmucklos? Nichts von alledem, aber diese Zelle beherbergt eine Mutter mit ihrem Kinde. Im Gefängnis hat es die Mutter geboren, und da es der Arzt bestimmte, wurde ihr das Kind belassen. Zämerlich zart und elend war das kleine Geschöpfchen, als es zur Welt kam. Ohne Freude wurde es empfangen, da es unehelich geboren, und nur mit Widerwillen sah die Mutter das langsame

Gedeihen. Was aus dem Kinde geworden, wäre es in der Freiheit geboren, war uns allen klar; das finstere Gesicht der Mutter, ihre rauhe, gleichgiltige Art gegen das Kind sagten es uns zur Genüge. Nach den Beamten streckte es die Ärmchen aus, die Beamten begrüßte es mit Jauchzen und Jubeln, kein Lächeln galt der Mutter. Aber der kleine Mund verzog sich zum Weinen, wenn die harten Hände es berührten. Ganz allmählich aber vollzog sich in dem Herzen der Mutter eine Wandlung. Erst war es nur ein Wundern, ein unzufriedenes Gefühl; weshalb strebte das Kind zu den Beamten und nicht zu ihr? bis ihr dann klar wurde, daß ihr Kind nicht nur Pflege, auch Liebe brauchte. Wir sahen, wie sich ihr Herz entfaltete, und wie sie sich langsam die Liebe ihres Kindes mit scharfer Zärtlichkeit erwarb. Sie brauchte bald nicht mehr eiferjüchtig auf uns zu sein. Noch wenig Wochen, und die beiden verlassen das Gefängnis. Dem Kinde ist eine gute Pflege-stelle besorgt, und der Mutter sind die zarten Händchen des Kindes ein Halt geworden, der stärker ist als die treueste Fürsorge, und von dem wir wissen, daß er sie stützen wird für das ganze Leben.

Gleich die nächste Zelle beherbergt eine unheilbar Kranke. An Jahren noch jung und doch im innersten Kern verfäult und verbraucht. Roh und gemein, wie sie ist, ist sie nur durch strenge Strafen zu bändigen. Ein bewegtes Leben liegt hinter ihr; nacheinander Maitresse eines reichen Mannes, Sängerin, Artistin, Kellnerin. Sie spricht drei Sprachen geläufig und ist auch sonst ein gewandtes und kluges Mädchen. Wegen Diebstahls verbüßt sie eine längere Zuchthausstrafe, und wenn sie wieder frei ist, erwarten sie schon mit Sehnsucht die Opfer, die sie hier im Zuchthaus mit in ihren Schlamm hineingezogen hat. Denn die sorgfältigste Aufsicht ist nicht imstande, den Verkehr der Gefangnen untereinander gänzlich zu unterdrücken. Der Spaziergang allein führt die Leute schon zusammen, und ein Blick, eine Kopfbewegung, ein Wink mit der Hand genügt vollkommen zur Verständigung. Zuchthaus und Gefängnis müßten von diesen Elementen gesäubert werden; es müßten zur Aufnahme dieser notorisch verkommenen Menschen besondere Anstalten eingerichtet werden. Es ist mit ihnen wie mit den epidemisch Kranken, man wird diese auch nicht mit den andern Kranken zusammentun; dort fürchtet man die Ansteckung, und wie sehr muß man sie erst in den Strafanstalten fürchten! Der Boden ist vorgeeignet zur Aufnahme des Bösen, ein Körnchen genügt, um schlimme Frucht zu bringen.

Zum Schluß möchte ich den Leser bitten, mir noch in das Lazarett zu folgen. In große, helle, lustige Räume, in denen hohe Fenster Sonne und Licht Einlaß gewähren. Blendend saubere Betten, kein Stäubchen auf dem blankgewaschenen Fußboden; vor jedem Bette ein sauberer Nachttisch und auch hier wie in jeder Zelle ein Testament. Wie oft mögen heiße, zitternde Hände nach diesem letzten Trost gegriffen, und wie oft wohl mögen sich in diesen Räumen harte, verbitterte und festverschlossene Herzen geöffnet haben. Hier fällt die Schranke, die den Gefangnen von den Beamten trennt, hier spricht nur der Mensch zum Menschen. Alles, was es an Leid in den Strafanstalten gibt, häuft sich hier auf zur unermesslich bitteren Qual, wenn sich diese Türen öffnen zur Aufnahme kranker Sträflinge. Wenn je, so ist der Mensch in der Krankheit weich, doppelt empfindet er im schwachen, hilfsbedürftigen Zustande ein freundliches Wort.

In dem großen, sogenannten Schwindsuchtszimmer, das wir jetzt betreten, liegt nur eine Kranke. An ihrem Bette steht schon der Tod, noch wenig Tage, und er wird seine kalte Hand ruhespendend auf das arme Herz legen. So rauh das Leben war, sie ist ausgehöhlt. All den Jammer, all die Not in ihrem Leben sieht sie nicht mehr. Nur von frohen Stunden spricht sie, und wir alle wissen, wie spärlich sie waren. Im zartesten Alter Witze geworden, mußte sie schon vom

achten Jahre an Kinder mädchen sein. Schlechte Behandlung, schlechtes Essen und das ewige Herumtragen schwerer, unruhiger Kinder machten aus dem schwachen Kinde ein krankes Mädchen. Erwachsen fand sie nicht mehr Stellung in fremden Häusern; sie versuchte es mit Nähen, aber sie verdiente nicht genug zum Leben. Die Not zwang sie, die Hand nach fremdem Eigentum auszustrecken. Wieder und wieder stahl sie, und immer dreister wurde ihre Tat. Strafe häufte sich auf Strafe, und nun am Ende ihrer ersten Zuchthausstrafe streckt Gott die Hand aus: „Es ist genug.“

Nur wenig Tage vor ihrem Strafende schloß sie die Augen für immer, und an einem stürmischen, regnerischen Apriltage trug man den schmalen, schwarzen Armensarg an meinem Fenster vorbei über den Anstaltshof hinaus zum Friedhof; nur der Geistliche folgte dem Sarg. Ich werde es nie vergessen, wie Geistlicher und Träger sich mühsam durch den Sturm kämpften, mit klopfendem Finger schlug der Regen an den Sarg, als mißgönne das Leben seinem Opfer noch jetzt den Schlaf. Zerfetzte Wolken jagten am Himmel, und dann fiel plötzlich schon fast am Ausgange der Anstalt für einen Augenblick ein heller Sonnenstrahl versöhnend auf den traurigen Zug.

Versöhnung! Dieses Wort ist es, das uns Strafanstaltsbeamten als oberstes Gebot, als heiligste Pflicht im Herzen stehen muß; niemand ist wie wir imstande, in den Herzen von Menschen zu lesen; niemand sieht so viel Haß und Rachsucht, Verachtung und Zorn wie wir. Und darum, wenn es gelungen ist, ein Kindesherz zu den versöhnten Eltern zurückzuführen, einem irregegangnen Weibe den Weg zum Gatten zurückzubahnen, wenn zertretne Herzen aufgerichtet, verbitterte versöhnt sind, dann erst wird der Strafanstaltsbeamte von seiner Arbeit sprechen können, und erst dann, wenn in unser aller Herzen die herrlichen Worte stehen: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“, wird die Strafanstalt auf ihre Insassen den Einfluß haben, den hochherzige Männer für sie ersehen.



Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroschima, September 1904



urück in Hiroschima! Komischerweise bin ich dieses Jahr recht froh, wieder ins Joch zu kommen. Die Leitung von drei Kindergärten während des Morgens, Schule am Nachmittag und die Führung vier verschiedener Rechnungsbücher neben Mutterabenden und Andachten würden mich einst überwältigt haben.

Das einzige, was mich ärgert, sind die Gäste. Wenn doch ein netter, zeitgemäßer Byllon dahergekauft käme und alles fahrende Volk wegsetzte, um es fein säuberlich in einem weltentfernten Winkel abzusetzen! Ich wäre ihm ewig dankbar. So ein liebevoller Missionsbruder schrieb letzte Woche an uns, er käme mit Frau und drei Kindern, um bei uns zu logieren, bis sein Haus fertig wäre, und er wisse, daß wir uns auf ihn freuen würden! Ganz entzückt, natürlich! Einer Pension vorzustehn — das fehlte gerade noch, um meiner verkrachten Laufbahn den Rest zu geben! Es ist gegen die Landessitte, jemand Gastfreundschaft zu verweigern, folglich beehrt man uns, sobald man in Verlegenheit ist.